

Otto Friedrich Bollnow

Zu einem zen-buddhistischen Spruch*

In einem Gespräch mit einem japanischen Religionsphilosophen¹ über das Verhältnis zur Natur, erwähnte dieser den zenbuddhistischen Spruch, daß man mit den Augen nicht nur sehen, sondern auch hören müsse. Das klingt zunächst widersinnig und verlangt nach einer näheren Begründung. Dafür sind zunächst einige naheliegende Erklärungsversuche abzuweisen. Es geht wohl nicht einfach um Synästhesien, daß nämlich Empfindungen des einen Sinnesorgans entsprechende Empfindungen eines anderen Sinnesorgans hervorrufen können. Es geht auch wohl nicht darum, worauf vor allem die Phänomenologen aufmerksam gemacht haben, daß überhaupt die Bezeichnungen für sinnliche Qualitäten ursprünglich einen übergreifenden Charakter gehabt haben und sich erst nachträglich auf ein bestimmtes Sinnesorgan verengt haben, so daß man auch heute noch von -schreienden Farben oder hellen und dunklen Tönen oder allgemein auch von einer süßen Sehnsucht sprechen kann. Und es geht auch wohl nicht darauf, daß bei jeder Sinnesempfindung der ganze Mensch mit allen seinen Sinnen beteiligt ist.

Alles das mag richtig sein, aber es erklärt nicht, warum das Sehen hier ausdrücklich mit dem Ohr in Verbindung gebracht wird. Was bedeutet „mit dem Auge hören“? Mir würde scheinen, daß es sich nicht, wie bei den Synästhesien, um direkte Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Sinnesorganen handelt, sondern darum, daß die formale Struktur des Hörens auf das Sehen übertragen wird. Denn die verschiedenen Sinnesorgane, hier also das Auge und das Ohr, sind in bezug auf die formale Struktur ihrer Leistungen sehr verschieden.

So könnte man etwa davon ausgehen, daß das Auge die Dinge in klaren Umrissen erkennt, eines gegen das andere scharf abgesetzt, daß sie als Festes, Seiendes begriffen werden, daß auch die Bewegungen immer als Bewegungen von etwas aufgefaßt werden, das selber in sich beharrt. Und wenn man im Zweifelsfall genauer hinsieht, so steigert sich nur der gegenständliche Charakter. Es ist eine klare, durchsichtige Welt, die sich bis zum fernen Horizont zu einem geschlossenen Ganzen zusammenfügt. Wo etwas unklar ist, da läßt es sich – im [63/64] Prinzip wenigstens – aufklären. Es ist eine Welt ohne Geheimnisse.

Ganz anders ist es im akustischen Bereich. Auch wenn es hier ganzheitlich geformte Gebilde, musikalische Melodien gibt, so sind diese doch durch keine scharfen Konturen abgegrenzt, sondern verschwimmen vor einem bestimmten Hintergrund, treten aus

* Veröffentlicht in: O. F. Bollnow, Zwischen Philosophie und Pädagogik. Vorträge und Aufsätze. Norbert Friedrich Weitz Verlag Aachen 1988, S. 63-67. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

¹ Anlaß für die Erörterung des Zen-Spruches war ein Gespräch und anschließender Briefwechsel mit Keiji Nishitani, Kyoto, im Jahr 1986 (siehe die Datei Nishitani.pdf).

diesem hervor und verschwinden wieder in ihm. Und wenn es auch hier ein intentional gerichtetes Hinhören gibt, so kann es doch seinen Gegenstand nicht festhalten, wie es im optischen Bereich beim ruhigen Betrachten ohne weiteres möglich ist, sondern dieser verschwindet sogleich mit dem vorübergehenden Augenblick. Vor allem aber gibt es hier, was im Optischen keine Entsprechung hat, ein gespanntes Horchen oder Lauschen auf das, was aus einem Hintergrund des Schweigens aufsteigt, auf die „Stimmen“, die aus der Tiefe kommen. Die Welt des Ohrs ist eine hintergründige Welt, eine Welt der Geheimnisse.

Das könnte alles noch sehr viel genauer untersucht werden. Ich gehe an dieser Stelle nicht weiter darauf ein, weil mir im gegenwärtigen Zusammenhang ein anderes wichtig ist. Das Ohr ist das Organ des Hörens, und das Hören unterscheidet sich von den Leistungen anderer Sinnesorgane dadurch, daß es nicht nur ein Wahrnehmen von Geräuschen ist, gewiß nicht nur von bloßen Sinnesempfindungen, sondern von in ihrer Bedeutung verstandenen Geräuschen, das Hupen eines Autos, das Ticken einer Uhr usw. Das gibt es analog auch beim Sehen. Das Hören aber ist dadurch ausgezeichnet, daß es zum verstehenden Aufnehmen der Stimme eines andern Menschen fähig ist.

Insofern ist das Hören im besonderen Maß mit dem geistigen Leben verbunden. Es ist ein Hören auf das, was der andre sagt, und auf das, was er mir zu sagen hat. Das Gehörte erfordert eine Antwort. Und insofern hängt das Hören mit dem Gehorchen zusammen. Während das Sehen in aktiver Haltung auf einen Gegenstand gerichtet ist, also in die Welt hineinsieht, ist das Hören aufnehmend auf das geöffnet, was von außen auf mich eindringt. Und wenn sich vorher wie von selbst die Wendung von den Stimmen, die aus der Tiefe kommen, aufdrängte, so war das doch nur in einem noch zu klärenden Sinn bildlich gemeint. Stimme im ursprünglichen Sinn bezieht sich auf die Verständigung in der menschlichen Sprache.

Aber hier dürfen wir nicht abschweifen; denn der Satz, daß man mit den Augen hören müsse, bezieht sich ganz offensichtlich nicht auf den sprachlichen Umgang mit Menschen. Das [64/65] Verstehen menschlicher Sprache bedarf ja nicht der Vermittlung durch das Sehen. Wenn aber das Hören in einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Auge gebracht wird, so kann es doch nur bedeuten, daß die Dinge, die wir sehen, uns von sich aus etwas zu sagen haben.

Aber hier entspringt erst das eigentliche Problem. Wie sprechen denn die Dinge? Ich habe bisher in einem unbestimmten Sinn von den Dingen gesprochen. Ich lasse zunächst die Frage beiseite, ob wirklich alle Dinge zum Menschen sprechen, ob beispielsweise auch die vom Menschen hergestellten Gegenstände, ein Tisch oder ein Stuhl sprechen können. Ich beschränke mich darauf, daß es zum mindesten einige Dinge gibt, von denen wir mit einigem Recht annehmen, daß sie zu uns sprechen. Das sind die, die dem Bereich der lebendigen Natur angehören, also der Baum oder das Tier oder vielleicht auch die unberührte Landschaft. Aber wie sprechen sie denn? Zu sagen, das Hören sei nur bildlich gemeint, nur ein metaphorischer Sprachgebrauch, führt nicht weiter; denn dann entsteht die Frage, was bei aller offensichtlichen Verschiedenheit eine solche Metapher ermöglicht?

Was den Zen-Spruch so erregend macht, ist, daß er darauf aufmerksam macht, daß die Menschen im alltäglichen Leben grade nicht mit den Augen hören. Der Spruch stellt eine Mahnung dar, die an den Menschen gerichtet ist. Im gewöhnlichen Leben dient das Auge als bloßes Sinnesorgan, das die Orientierung in der Welt ermöglicht, von den der Umwelt angepaßten Körperbewegungen angefangen bis zum handanlegenden Umgang mit den Dingen. Wir sehen die Dinge unter dem Gesichtspunkt unserer praktischen Bedürfnisse, in dem, was sie uns nutzen oder auch schaden können, kurz, unter dem Gesichtspunkt der Lebensbewältigung. Das Wort „Bewältigung“, das sich hier einstellt, ist bezeichnend, es ist ein Beherrschen, ein Unterwerfen, was darin angesprochen wird. Die ganze moderne Naturwissenschaft ist ja aus einem solchen Streben nach Naturbeherrschung hervorgegangen. Immer sehen wir die Dinge in bezug auf unsere Bedürfnisse, von uns her, wir sind es, die sie befragen. Nie aber sehen wir die Dinge, wie sie von ihnen selbst her sind, in ihrem eigenen Wesen, nie also in dem, was sie von sich aus zu sagen haben.

Dieser natürlichen Einstellung gegenüber bedeutet die Forderung, mit dem Auge zu hören, eine radikale Umkehr. Sie bedeutet den Verzicht auf die ich-bezogene Einstellung des [65/66] Alltagslebens, mit seinen kleinlichen Wünschen und Sorgen und Befürchtungen und das selbstvergessene Auffassen der Dinge, wie sie sich von ihnen selbst her zeigen. Das ist in der Tat eine Wendung von ungeheurer, ethischer, aber auch erkenntnistheoretischer Bedeutung.

Wenn ich das erkenntnistheoretische Problem in aller Kürze anzudeuten versuche, so handelt es sich darum, daß wir von einem immer schon gegebenen Welt- und Lebensverständnis ausgehen müssen. Die Frage aber ist, wie wir über die engen Grenzen dieses vorgegebenen Verständnisses hinauskommen können. Der eine, zunächst naheliegende Weg geht davon aus, daß beim praktischen Umgang Störungen auftreten, die zur Besinnung zwingen und daß so aus den Schwierigkeiten der Praxis eine neue, erweiterte Kenntnis entsteht. Aber auch diese erweiterte Erkenntnis erfaßt die Dinge unter den Bedürfnissen der Praxis und ist grade deswegen nicht imstande, die Dinge von ihnen selbst her zu sehen. Das ist genau die Stelle, wo die Forderung, mit den Augen zu hören, weiterzuführen verspricht; denn hier versuchen wir zu hören, was die Dinge uns zu sagen haben.

Allerdings hat diese Forderung ihre eigentümliche Schwierigkeit. Man kann sie nicht vorsätzlich durch eigene Anstrengung erfüllen, sondern muß warten können, bis die Dinge von sich aus zu sprechen beginnen. Das sind Augenblicke einer höchsten Erfüllung. Wir müssen sie, vor aller Theorie, zunächst einmal nehmen, wie sie sich uns bieten und sie sorgfältig zu beschreiben versuchen. Ernst Jünger hat einen solchen Augenblick, wie er ihn auf einer mittelmeerischen Insel beim Anblick einer in der Sonne spielenden Eidechse überkam, einmal sehr treffend beschrieben und kam zu dem Schluß: „Solche Begegnungen rufen ein Erschrecken hervor, eine Art von Schwindel, wie sie die unmittelbare Nähe der Lebenstiefe erzeugt.“² Das scheint mir genau das zu treffen, was die Forderung, mit den Augen zu hören, bedeutet. Er sagt, „daß jedem

² Ernst Jünger, Das abenteuerliche Herz. 2. Fassung. Frankfurt a. M., S. 151.

Tierbild ein Signal in unserem Innersten entspricht, daß dies aber „Bande ... sehr verborgener Natur“ sind, die man nur spüren kann, „wie man den bedeutenden Inhalt eines versiegelten Briefes ahnt“.[66/67]

Es ist, wie hier deutlich wird, ein lautloses, schweigendes Auffassen, und es mag dann auch in einem ehrfürchtig ergriffenen Schweigen seine Erfüllung finden. Aber solche Augenblicke schwinden bald wieder dahin.

Wenn der Mensch das hier in ehrfürchtigem Staunen Erfahrene nicht wieder verlieren will, vor allem, wenn er es einem anderen mitteilen will, dann muß er versuchen, das, was ihm die Dinge gesagt haben, mit den Mitteln seiner Sprache wiederzugeben. Aber damit beginnt noch einmal die ganze Schwierigkeit; denn die Dinge sprechen, wie schon betont, ja nicht in einer menschlichen Sprache. Er aber kann nicht anders, als sich seiner begrifflich geformten diskursiven Sprache bedienen. Weil das hier Erfahrene sich aber den Mitteln des begrifflichen Denkens entzieht, muß er versuchen, mit den Mitteln seiner Sprache das doch noch zu fassen, was über die Möglichkeiten der begrifflich fixierten Sprache hinausgeht.

Das geschieht in einem andeutenden, hinweisenden Sprechen, das den Blick des Höfers auf etwas richtet und diesen dadurch selber finden läßt, was sich direkt nicht sagen läßt. Georg Misch spricht von einem evozierenden Sprechen. Die reine Form, in der ein solches evozierendes Sprechen gelingt, ist das lyrische Gedicht oder allgemein eine dichterische Sprache, auch wenn diese nicht notwendig die Form eines durchgeformten Gedichts zu haben braucht. Die dichterische Sprache ist also die Form, in der allein das gefaßt werden kann, was die Dinge zu sagen haben. Eine solche Sprache ist keineswegs unklar und verschwommen. Sie hat ihre eigene Strenge und gewinnt ihre Überzeugungskraft durch die Art, wie sie die Dinge zu „treffen“ vermag. Mir scheint, daß tiefere Schichten der Wirklichkeit allein in dichterischer Sprache zu fassen sind. Und die Dichtung gewinnt dadurch über die Wissenschaft hinaus eine wesentliche Bedeutung für das Verständnis unserer Welt.³

³ Diesen Gedanken habe ich in einem „Versuch über das Beschreiben“ in einer Festschrift für Richard Thieberger weiter ausgeführt, der in den Publications de la Faculté des Lettres et Sciences Humaines de Nice N° 37 – 1ère série, Les Belles Lettres 1989, S. 57-75 erschienen ist.